

Zu Emil Brunner und seiner Biographie : Diskussion

Autor(en): **Jehle, Frank / Spieler, Willy**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **101 (2007)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-389897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zu Emil Brunner und seiner Biographie

(Zeichen der Zeit, in: NW 6/2007, 192ff.)

Positive wie negative Pauschalurteile vermeiden

Sehr geehrter Herr Spieler
Haben Sie vielen Dank für Ihren – wie Sie den Artikel selbst nennen – «kritischen Beitrag» zu meiner Brunner-Biographie. Ich habe ihn mit Interesse gelesen, freue mich über Ihren Scharfsinn und über Ihre Sachkenntnis. Emil Brunner aus der Perspektive der Neuen Wege zu beleuchten, ist ein bemerkenswerter Ansatz. Gerne gebe ich zu, dass ich mit Ihrer Zeitschrift nicht so intim wie Sie selbst vertraut bin. Die Geschichte mit Rudolf Grob kenne ich aber auch. Dass ich sie nicht dargestellt habe, hängt damit zusammen, dass sie nach meiner Einschätzung eher in eine (noch zu schreibende?) Grob-Biographie gehört. Brunner war ja eindeutig nicht einer der «Zweihundert». Dass er Grob in der Synode in Schutz nahm, lässt sich vielleicht auch so sehen, dass es nach seinem Dafürhalten allzu billig war, sich erst *nach* dem Krieg (als es nicht mehr gefährlich war) an den «Zweihundert» zu rächen.

Ein anderer Punkt: Ich persönlich teile Brunners Ansicht, dass es eine volle soziale Gerechtigkeit erst «nach der Auferstehung der Toten» geben kann und wird. Ich vermute, Leonhard Ragaz sah das genau genommen ebenso. Ragaz wurde vom jungen Karl Barth zu Unrecht vorgeworfen, das Reich Gottes selbst bauen zu wollen. Er konnte sehr wohl zwischen dem Relativen und dem Absoluten unterscheiden. Wie Dittmar Rostig schreibt, ist der «mitunter geäusserte Vorwurf, dass

Ragaz das Reich Gottes als immanente Grösse verstehe und mit dem Sozialismus identifiziere», zurückzuweisen. (Vgl. mein Barth-Buch «Lieber unangenehm laut als angenehm leise», 2. rev. Auflage, Zürich 2002 [in den Neuen Wegen leider nicht angezeigt], 54.)

Zu Ihrem ganzen Artikel: Noch einmal möchte ich sagen, dass ich ihn gerne las und für wichtig halte. Trotzdem kam mir dabei spontan Karl Barths Reaktion auf Brunners Schleiermacher-Buch in den Sinn (vgl. bei mir 196f.): «Weisst du, ich *könnte* einen einzelnen historischen Menschen und sein Werk nicht so hernehmen, weil ich das Gefühl nicht loswerde, dass da bei solcher Exstirpation bei höchstem Recht dazu doch «irgendwie» Unrecht geschehen möchte.» «Wie, wenn Brunner (...), statt mit der grossen «Auseinandersetzung»-Kelle anzurichten, uns einfach ein liebevoll minutiöses Bild seines Mannes gezeichnet hätte, mit den Augen eines Wissenden natürlich (...), aber nicht mit den Augen eines *alles* wissen Wollenden?» Wenn er «gemessener, gelassener, vornehm-kaltblütiger mit seinem Mann umgegangen wäre», wäre «das Bild Schleiermachers (...) reicher, komplexer, *differenzierter* ausgefallen». «Und das wäre für die kommende Aussprache über sein Votum sicher von Gewinn gewesen.» Mutatis mutandis denke ich das Gleiche von Ihrem Artikel.

Dass Leonhard Ragaz sich aufs Heftigste über Brunner aufregte, als dieser die Begnadigung der zum Tode verurteilten Landesverräter hintertrieb, verstehe ich gut. Zwei Generationen später halte ich ein Scherbengericht, wie das von Ihnen vollzogene, aber dennoch nicht für angezeigt. Auch mich schmerzt Brunners damaliges Versagen. Ich kann aber weder übersehen noch verschweigen, dass er auch andere Seiten hatte. Besonders sein von Ihnen nicht genanntes Werk «Das Gebot und die Ordnungen» war wirklich ein grosses Buch. Sein jahrzehntelanger Kampf gegen die Verdinglichung Gottes und sein Konzept von «Wahrheit als Begegnung» ist ebenfalls von bleibender Bedeutung. Sowohl positive als auch negative Pauschalurteile wollte ich in meinem Buch vermeiden.

Zuletzt zu Ihrem Erstaunen darüber, dass ich behaupte, Brunner habe auch noch *nach* dem Zweiten Weltkrieg in der religiös-sozialen Tradition gestanden. Wie habe ich das gemeint? Wenn ich etwas vom religiösen

Sozialismus begriffen zu haben glaube, ist es das, dass er die Auffassung vertrat, das Christentum müsse sich in die Welt einmischen und dürfe sich nicht auf die Innerlichkeit des Glaubens zurückziehen. Und an diesem Punkt blieb Emil Brunner doch sein Leben lang derselbe! Er wollte die Welt nicht den Politikern überlassen, sondern nahm als Theologe fast pausenlos zu den Zeitfragen Stellung – manchmal geglückt und gelegentlich weniger geglückt. Hier sehe ich eine Konstante zwischen ihm und seinem Lehrer Leonhard Ragaz, über dessen Hellsichtigkeit ich übrigens, wenn ich in den Neuen Wegen lese, immer neu erstaunt bin.

Doch damit will ich schliessen. Sie dürfen meinen Brief gerne publizieren.

Mit freundlichen Grüßen,
Ihr Frank Jehle

Eine Theologie bewährt sich «an ihren Früchten»

Sehr geehrter Herr Jehle

Herzlichen Dank für Ihre kritische Würdigung meines Beitrags zu Ihrer Brunner-Biographie. Ich anerkenne gern, dass es Ihnen bei aller Empathie für Emil Brunner gelungen ist, Pauschalurteile zu vermeiden. Sie gehen in Ihrer Biographie insofern noch über meine Kritik hinaus, als Sie auch Brunners persönlichen Schattenseiten, insbesondere seine Minderwertigkeitskomplexe – nicht zuletzt den von Eduard Thurneysen diagnostizierten «Komplex Karl Barth» (295) –, sehr offen darstellen. Brunner kompensierte sie durch eine Selbstüberschätzung, die er in publikumswirksamer Rhetorik zu zelebrieren verstand. Sie zitieren die für mich erhellenden Eindrücke der Schriftstellerin Annemarie Schwarzenbach, die Brunners Vorlesungen besucht hatte und sich über «die Wirkung, die dieser Mann ausübte, ekelte» (211).

Offenbar war Brunner bei aller Liebesswürdigkeit im persönlichen Umgang ein Mensch, der nicht «verlieren» konnte, wie sein Sohn Hans Heinrich Brunner schon als Kind feststellen musste (vgl. Mein Vater und sein Ältester, Zürich 1986, 111ff.). Hat Emil Brunner sich dem jeweiligen «Mainstream» angeschlossen, weil er partout nicht auf der «Verliererseite» stehen wollte oder konnte? Zu Recht verweisen Sie auf das «Personge-

heimnis» (12) eines jeden Menschen. Auch ich versage mir das weitere Psychologisieren und halte mich an die einfache Wahrheit, dass sich eine Theologie «an ihren Früchten» (Mt. 7,16) bewähren muss.

Wann geht eine Kritik zu weit? Solange sie nicht verletzend ist, interessiert mich nur, ob sie zutrifft. Mein Anliegen war und ist es, Brunners Theologie im Licht seiner politischen «Früchte» zu werten. Es ist ja nicht so, dass alle Christenmenschen zunächst einmal den gleichen Glauben haben, sich dann aber politisch diametral unterscheiden können. Nein, die politische Grundüberzeugung, die jemand hat, sagt sehr wohl etwas über dessen oder deren Glauben aus. Um beim «Fall Grob» zu beginnen: Dass Brunner hier einen verhängnisvollen Dualismus zwischen Glauben und Politik vertrat, um Grobs «Fröntlergesinnung» als mit der Zugehörigkeit zu einer reformierten Synode vereinbar zu beurteilen, ist für mich das eigentliche Skandalon. (Die Frage nach dem Umgang mit den «Zweihundert» konnte übrigens gar nicht früher gestellt werden, da ihre Eingabe mit den 173 Unterschriften erst kurz nach dem Krieg publik wurde.)

Wie «soziale Gerechtigkeit» nach der «Auferstehung der Toten» aussehen soll, ist mir zwar ein Rätsel (wenn ich nicht gerade an die «Divina Commedia» denke), die wichtigere Frage ist hier wie in andern Fällen, was der «eschatologische Vorbehalt» bezwecken soll. Wird er gegen Sozialismus und Pazifismus in Stellung gebracht – und so wurde Brunner von den Religiös-Sozialen verstanden –, dann ist die Jenseitsvertröstung nicht fern. Ragaz hat denn auch vor den «eschatologischen Heuchlern» gewarnt, «die mit Berufung auf das noch nicht erschienene Ende der Welt behaupten, man dürfe, ja müsse bis dahin alles mitmachen: Krieg, soziales Unrecht, Staats- und Volksvergottung und was die Welt sonst treibt» (Das Reich Gottes in der Bibel, Zürich 1948, 26).

«Scherbengericht»? Brunners Haltung zur Exekution der Todesstrafe gegenüber den drei «Landesverrätern» ist nun wirklich der politisch-theologische Tiefpunkt dieser Vita. Ragaz hat sich dazu mit prophetischem Ernst geäußert. Sie bezeichnen es als «übersteigerte Rhetorik» (421). Darüber mag ich nicht streiten. Dass es mir nicht anstehen würde, mit Ragaz' Worten über Brunner zu urteilen, gebe ich gerne zu.

Nicht nachvollziehbar ist für mich nach wie vor Ihre Meinung, dass Brunner zeit seines Lebens in der religiös-sozialen Tradition gestanden sei. So haben ihn jene, die wirklich in dieser Tradition kämpften, Opfer brachten und auf Karrieren verzichteten, wirklich nicht verstanden. Sie selbst zitieren Ragaz, für den Brunner «eine Säule der bürgerlich-christlichen Reaktion» (173) geworden sei. Brunner stand in der Tat immer mehr auf der andern

Seite – vom Antisozialismus der «sozialen Marktwirtschaft» bis zum grösstmöglichen Antipazifismus eines Ideologen der atomaren Aufrüstung. Nur weil einer sich als Theologe oder Christ in die Politik einmischt, ist er noch lange kein religiöser Sozialist.

Mit freundlichen Grüssen,
Ihr Willy Spieler

Alexander K. Deeg: Predigt und Derascha. Homiletische Textlektüre im Dialog mit dem Judentum. Vandenhoeck&Ruprecht, Göttingen 2006, 608 Seiten, CHF 128.00

Alexander Deeg (Jg. 1972) gehört zu einer neuen Generation christlicher Theologinnen und Theologen, die die *Resultate des jüdisch-christlichen Dialogs* konstitutiv in ihr theologisches Denken integrieren wollen – und zwar auf allen Ebenen. Deeg zeigt zunächst auf, dass der jüdisch-christliche Dialog in der Praktischen Theologie bisher kaum Spuren hinterlassen hat. In der christlichen Homiletik fällt zudem auf, wie unreflektiert und oberflächlich viele Pfarrerinnen und Pfarrer mit jüdischen Texten umgehen: Da werden traditionelle jüdische Texte bestenfalls als Illustration oder Bestätigung der eigenen Aussage verwendet, ohne dass sie reflektiert oder verstanden wurden. Deeg führt diese Mängel auf fehlende tieferegreifende «Wahrnehmung» jüdischer Texte und Predigtpraxis zurück.

Der Autor stellt fest, dass in christlicher Predigt der biblische Text oft einer «Bändigung» oder einem «Verlust» unterliege. Mit anderen Worten: Der zu predigende Text wird entweder in ein *vorgefasstes Schema* eingepasst, oder er wird verwendet, um ihm eine «Wahrheit» zu entnehmen. Danach ist der Text *als Text unwichtig*, wichtig bleibt nur die «extrahierte» Aussage.

Deeg richtet sein Augenmerk deshalb auf den jüdischen *Midrasch* (Methodik rabbinischer Schriftauslegung). Eine Form der midraschischen Predigt war die *Peticha* («Eröffnung»). In einer *Peticha* ging es um den ersten Vers des Tora-Abschnitts, der am betreffenden Schabbat gelesen wird. Die *Peticha* wurde jedoch von einem ganz anderen

Vers «eröffnet», der inhaltlich möglichst weit von diesem ersten Vers des Tora-Abschnitts liegt. Die Aufgabe der Predigt (und des Predigers) war es, durch Assoziationen, weitere Texte sowie Fantasie vom Eröffnungsvers zum «Zielvers» aus der Tora zu gelangen.

Die Aufgabe war also nicht die, eine möglichst tiefeschürfende Predigt zum Tora-Vers zu halten, sondern den eröffnenden Vers mit dem Tora-Vers und möglicherweise noch anderen Texten (und der Lebenswirklichkeit) ins Gespräch zu bringen. Dadurch entstanden neue, überraschende Kombinationen und Sinnmöglichkeiten, welche die Texte ganz neu zum Sprechen bringen; ein *intertextuelles Gespräch*.

Deegs Grundthese lautet, dass die *christliche Predigt* von der jüdischen Derascha her, genauer der midraschischen *Peticha* *erneuert* werden kann. Eine solche Predigt ist einerseits *erzählerisch*, weil sie wie die *Peticha* auch aggadische (erzählerische) Elemente enthält; sie ist aber auch *ethisch*, weil sie wie der Midrasch auch Halacha («Weisung») enthält. Ein bewusstes Integrieren der heutigen Lebenswelt in diese neue intertextuelle Predigt bringt den biblischen Text mit «uns» ins Gespräch.

Alexander Deeg hat mit seiner *bahnbrechenden Arbeit* neue Elemente für die christliche Predigt eingebracht. Zusätzlich liefert der Band eine Art Kompendium christlicher und jüdischer Predigttheorien aus Geschichte und Gegenwart, auf die man immer wieder gerne zurückgreift.

Hans Rudolf Helbling